



SD MAGAZIN



PFLEGEKINDER

FREMDPLATZIERUNGEN DAMALS UND HEUTE

PFLEGEKINDER

VOM VERDINGKIND ZUR HEUTIGEN PFLEGEFAMILIE

SCHWERPUNKT: PFLEGEKINDER



Bild: Paul Senn, FFV, Kunstmuseum Bern, Dep. GKS. © GKS.

Paul Senn (1901 – 1953) machte als Fotoreporter den Alltag der Menschen zum Thema – hier ein Amtsvormund beim Besuch einer Pflegefamilie, Kanton Bern, 1946

«ICH WEISS NICHT, WAS LIEBE IST»

AN ALLE STATIONEN KANN ER SICH NICHT MEHR ERINNERN. ES SIND ZU VIELE.
HANS GUT WAR ALS VERDING- UND HEIMKIND AN ÜBER 20 ORTEN PLATZIERT.

Hans Gut wird 1936 in Zürich Affoltern geboren. Seine Mutter hat bereits zum zweiten Mal Zwillinge bekommen. 1938 folgt das siebte Kind. Drei Jahre später werden die Eltern geschieden, die Kinder vom Fürsorgeamt verteilt. «Möglichst an einen Ort, wo es nichts gekostet hat», sagt der heute 75-Jährige.

Der kleine Hansli kommt zusammen mit seiner Schwester nach Dachsen in eine Arbeiterfamilie. Dort ist er gut ein Jahr. «Immer am Freitag musste ich Rossbollen sammeln. Wenn die Kiste nicht mindestens drei Viertel voll war, bekam ich keinen Zmittag.» Die Frau traktiert die Kinder mit dem Teppichklopfer. «Und dann wollte sie wieder schmusen, hat mich auf den Arm genommen.» Einmal wehrt er sich, haut ihr eine runter. Vierzehn Tage später werden die Kinder umplatziert.

Nach fünf Monaten Aufenthalt im Jugendheim Erika in Zürich wird der Bub zu einem Bauern nach Oerlingen verdingt. Dort wird er gedemütigt und geschlagen. Er muss auf dem Hof mithelfen, obwohl er noch nicht einmal zur Schule geht. «Beim Güllenführen musste ich das Fass hinten auf- und zumachen. Weil ich zu klein war, wurde ich jedes Mal von oben bis unten mit Gülle vollgespritzt und musste den ganzen Tag voller Gülle herumlaufen. Auch hat mich der Bauer mit dem Lederriemen und der Geisel verhauen. Wegen Bagatellen.» Nur hungern muss Hans nicht. Es gibt 21 Mal Kartoffeln in der Woche. Ausser am Sonntagabend, da bekommt die Familie Café complet mit Brot und Käse. Für Hans gibt es Gschwelli. «Ich sass am gleichen Tisch und musste zuschauen, wie die anderen Brot mit Butter und Konfitüre essen. So etwas vergisst man nie.»

Einmal setzt sich der Förster für ihn ein: «Wenn du den Bub noch einmal anrührst, dann bekommst du es mit mir zu tun», sagt er zum Bauern. Innert ein paar Tagen wird Hans vom Fürsorgeamt umplatziert.

DIE SCHLIMMSTEN JAHRE

Doch er kommt vom Regen in die Traufe – zu seinem Vater. «Das waren meine schlimmsten vier Jahre.» Sein Vater hat in der Zwischenzeit wieder geheiratet und wohnt in Meilen. Wenn Hans kein gutes Zeugnis nach Hause bringt, wird er geschlagen. «Dazu hatte der Vater einen Lederriemen und eine Eichenlatte in der Garderobe aufgehängt.» Einmal schlägt er ihn halb tot. Der Vormund, der zufällig vorbeikommt, sagt nichts. Obwohl man die blauen Flecken sieht.

Einmal hat Hansli eine doppelseitige Lungenentzündung. In der Nacht schlägt er den Fiebermesser

versehentlich herunter. Er geht kaputt. Der Vater holt seinen Sohn aus dem Bett und verprügelt ihn. Danach fängt Hans an, wegzulaufen. Er ist elf.

Das Waisenhaus in Küsnacht ist gut. Aber er hat Angst vor dem Lehrer. Wieder läuft er davon, übernachtet in einem Heuschober, klaut den Bauern das Znüni.

Nach weniger als fünf Monaten platziert ihn die Fürsorgebehörde ins Pestalozzihaus Schönenwerd in Aathal. Die Misshandlungen haben sich auch auf die schulischen Leistungen ausgewirkt. In der ersten Klasse in Oerlingen ist er noch der Beste, in der zweiten in Meilen mittelmässig, nach der dritten kommt er nur knapp in die vierte. Diese muss er wiederholen und bleibt nochmals sitzen. Doch der Lehrer in Aathal glaubt an ihn und nimmt ihn in die 5. Klasse. Die beiden nächsten Schuljahre schafft Hans problemlos. Mit 13 macht er die Aufnahmeprüfung für die Sekundarschule in Wetzikon. Er ist der Drittbeste von über 200 Schülern. «Es war das erste Mal, dass ich eine Umgebung hatte, die mir passte.» Doch mit der Sek in Wetzikon wird es nichts. Im Kinderheim Andwiler in Thal bei Rheineck im Kanton St. Gallen wollen sie unbedingt einen Sekundarschüler, nicht nur Hilfschüler. Er wird umplatziert.

In Rheineck hänseln ihn die Kameraden wegen seines Züritüütschs. Das mag es nicht leiden. Nach weniger als einem Jahr wird er von der Jugendanwaltschaft ins Landeserziehungsheim für Schwererziehbare Albisbrunn in Hausen am Albis eingewiesen. Dort ist er gerade mal dreieinhalb Monate. «Die konnten mich nicht lange brauchen, schon bald ging ich auf Kurve.» Der Direktor sperrt ihn drei Wochen in ein Räumchen von 1,2 auf 2 Meter. Der inzwischen 14-Jährige beginnt durchzudrehen, dichtet wirre Sachen. An einem Samstag bringt ihn eine Aushilfe auf die Abteilung zurück und schliesst ihn in ein Zimmer. Vor dem WC hat es ein Bäumchen. Er springt, umklammert den Stamm und rutscht hinunter, verletzt sich. «Darauf haben sie mich wegen Untragbarkeit zum Teufel gejagt.»

Die Jugendanwaltschaft schickt ihn wieder nach Aathal. Doch nichts ist wie vorher. Der Hausvater hat gewechselt, das soziale Netzwerk gibt es nicht mehr. Danach platziert ihn die Jugendanwaltschaft in verschiedenen Jugendheimen und an privaten Orten. Selnu, Burtigny, Thalheim, Adlikon. Immer muss er für nichts oder wenig Geld arbeiten. Und immer wieder reisst er aus. Schliesslich muss er nach Rheinau ins Irrenhaus zur Begutachtung. Wäre er nicht so intelligent gewesen,



Bild: Niklaus Spoerri

Seine schönsten Jugendjahre hatte er in der Fremdenlegion: ehemaliges Verdingkind Hans Gut

wäre er in einer Anstalt gelandet, «in der die Halbschlauen hocken». Doch der hohe IQ von 130 bringt ihn ins Zuchthaus nach Tessenberg. Grund des Aufenthalts: Zwangsmassnahmen zur Erziehung, später: administrative Versorgung.

Als er rauskommt, bewirbt er sich bei der Fremdenlegion, wird aber abgelehnt, da er mit knapp 17 zu jung ist. Dafür erhält er zwei Monate bedingt, diese werden in zwei Monate administrative Verwahrung in Witzwil umgewandelt. Nach verschiedenen Zwischenstationen landet er ein zweites und ein drittes Mal im Männergefängnis Witzwil.

MARSEILLE EINFACH

Eines Tages muss er – inzwischen ist er 21 – von einer Minute auf die andere seine Sachen zusammenpacken. Er wird nach Zürich zur Jugendanwaltschaft geschickt. «So Hans, jetzt ist es so weit, ich weiss auch nicht mehr, was man mit dir machen soll. Du kannst jetzt machen, was du willst, wir haben dir eine Stelle gesucht und eine Unterkunft», sagt der Jugendanwalt. Hans Gut bekommt ein Aufgebot für die Rekrutenschule im Zivilschutz. «Doch ich konnte die RS nicht machen. Ich hatte keine Infrastruktur. Die konnten am Wochenende nach Hause, ich hätte nicht gewusst wohin, wohin mit den Kleidern zum Waschen, ich hatte kein Geld. Ich stand da in Hemd und Hosen und wusste nicht, was tun.» Er steckt das Aufgebot wieder in den Briefkasten und geht nach Basel, löst ein Billett Marseille einfach und bewirbt sich ein zweites Mal bei der Fremdenlegion. Diesmal nehmen sie ihn. Das erste

Mal in seinem Leben bekommt er Anerkennung. Die ersten eineinhalb Jahre in der Wüste Algeriens sind seine bis anhin schönste Zeit. «Ich hatte das erste Mal das Gefühl, ich bin jemand. In der Schweiz war ich niemand, da wurde ich immer wieder fortgeschickt. Da hat es geheissen: «Pack dein Zeug zusammen.» Sie haben mir jeweils ein Billett in die Hand gedrückt und gesagt, dort musst du hin und fertig. Wir sind nicht gefragt worden. Wir waren der letzte Dreck.»

«DU HAST ES VERDIENT»

Hat ihm denn nie jemand geholfen? «Ab und zu hat einer gesagt: Hansli, du bist schon ein armer Siech. Aber das war's.» Einmal hat er sich beim Pfarrer beschwert, der Vater habe ihn mit dem Lederriemen verprügelt. «Bub, du wirst es verdient haben», sagte der Pfarrer. Auch der Vormund war keine Hilfe. «Als ich zur Jugendanwaltschaft kam, habe ich mehrere Jahre keinen Vormund mehr gesehen. Ich habe gemeint, ich hätte gar keinen mehr.»

Und heute? Hans Gut hat das Geschehene bis heute nicht verarbeitet. Die Fremdenlegion hat ihm zwar geholfen, einen Schlussstrich von der Jugend zum Erwachsenenalter zu ziehen. Doch Hans Gut hat nie erlebt, was Liebe ist, was Mitgefühl. «Was andere Leute Liebe nennen, das fehlt mir, das kenne ich nicht, ich habe es nie gelernt. Ich musste mein Leben mit dem Kopf bewältigen.»

Sabina Altermatt

«KINDER WERDEN HEUTE BEWUSST EINBEZOGEN»

Herr Waser, die Stadt Zürich hat sich dafür eingesetzt, dass die Wanderausstellung «Verdingkinder reden» auch nach Zürich kommt. Sind Verdingkinder nicht ein ländliches Phänomen?

Nicht nur. Wenn man den Begriff Verdingkinder hört, denkt man an Bauernhöfe. Das stimmt soweit. Aber auch Städte wie Zürich waren beteiligt, indem sie Kinder in ländlichen Gebieten platziert oder in ihre Heimatgemeinde ausgewiesen haben, wo sie dann verdingt wurden. Genaue Zahlen gibt es nicht – ein Aspekt, der noch aufgearbeitet werden muss.

Wie war so etwas überhaupt möglich?

Es gab damals eine gewisse Hilflosigkeit, wie man mit Phänomenen umgeht, die nicht der Norm entsprachen. Die Behörden haben jeweils rasch mit Repression reagiert. Die Kinder wurden aus ihrem Umfeld gerissen, man hat ihnen gesagt, was sie zu tun haben, und wenn sie nicht parierten, wurde mit struktureller und physischer Gewalt reagiert. Ohne ihnen einen minimalen Schutz zu gewährleisten. Eine Kontrolle, wie die Kinder betreut wurden,

gab es nicht. Man hat weggeschaut. Das Verdingen war gesellschaftlich akzeptiert, weil die Betroffenen nicht den damals geltenden moralischen Vorstellungen entsprachen.

Hans Gut wurde an über 20 verschiedenen Orten platziert. Ohne ein einziges Mal nach seiner Meinung gefragt zu werden. Wie sehen heute die Partizipationsmöglichkeiten der Kinder aus?

Die Kinder werden heute in der Jugend- und Familienhilfe bewusst und aktiv einbezogen. Die zuständigen Behörden sprechen direkt mit den Kindern. Dies geschieht situations-, alters- und entwicklungsbezogen mindestens ein- bis zweimal pro Jahr. Die Partizipation hat zum Ziel, dass das Pflegekind seine persönliche Geschichte später einordnen kann, um auf diesem Hintergrund eine bestmögliche Identitätsentwicklung zu durchlaufen.

Interview: Sabina Altermatt

AUF BAUERNHÖFE VERDINGT

Bis in die 1960er-Jahre wurden in der Schweiz Tausende von Kindern ihren Eltern weggenommen, weil diese einen «liederlichen Lebenswandel» führten, arm oder geschiedenen waren oder weil sie nicht den damaligen gesellschaftlichen Vorstellungen entsprachen. Die Behörden verdingten die Kinder meist auf Bauernhöfe, weil das günstiger war als das Heim. Dort wurden sie als Arbeitstiere eingesetzt, missbraucht, gequält und erniedrigt. Diese dunkle Vergangenheit der Schweizer Geschichte wurde lange verdrängt. Nun melden sich die Verdingkinder selber zu Wort. Eine offizielle Entschuldigung von Seiten der Behörden gibt es bis heute nicht. 2012 plant das Eidgenössische Justiz- und Polizeidepartement EJPD einen Gedenk Anlass für ehemalige Verdingkinder. (alc)

AUSSTELLUNG

Es wurde ihnen nie zugehört. Jetzt reden sie. Im Rahmen der Ausstellung «Verdingkinder reden» erzählen Betroffene von damals an Hörstationen von ihrer gestohlenen Jugend. Eindrücklich schildern sie das Erlebte in der Schule, im Heim, in der Pflegefamilie. Sie sprechen über ihre Träume, ihre Überlebensstrategien und ihre Wünsche. Berührend sind die Zitate, die in den nachgestellten Lebenswelten mit Kinderschrift notiert sind, wie auch die Wand mit Gegenständen, die den Kindern weggenommen wurden: die Puppe, weil sie für das Mädchen zu schade sei, der Schulranzen, weil ihn der Schulbus sowieso nicht brauche. Im regionalen Fenster Zürich, das in Zusammenarbeit mit Fachleuten – unter anderem mit der Fachstelle Pflegekinder der Sozialen Dienste – entstanden ist, steht die Perspektive der platzierten Kinder und Jugendlichen im Vordergrund. So etwa in der Videodokumentation «was wäre wenn» über Kinder und Jugendliche aus unterschiedlichen Familien- und Betreuungsformen, die dank Megaphon, der Kinder- und Jugendpartizipation, möglich wurde. (alc)

Die Ausstellung ist bis 1. April 2012, jeweils Dienstag bis Sonntag von 11 bis 18 Uhr, im Schulhaus Kern, Kernstrasse 45, 8004 Zürich, zu sehen.

www.verdingkinderreden.ch

«ES BRAUCHT VIEL EINFÜHLUNGS- VERMÖGEN UND GEDULD»

MARIA CODONI BETREUT ALS TAGESMUTTER SEIT 22 JAHREN KINDER
AUS ANDEREN FAMILIEN. SEIT SECHS JAHREN BIETET SIE EINEM
MÄDCHEN EIN ZWEITES ZUHAUSE AUF DAUER.

Bei der Familie Codoni herrscht ein fröhliches Durcheinander. Die Kinder sind auf dem Sprung. Sie wollen in den Garten hinter dem Häuserblock spielen gehen und die letzten warmen Sonnenstrahlen in diesem Jahr geniessen. Während die älteren Kinder den jüngeren beim Schuheanziehen helfen, ermahnt sie Maria Codoni* nochmals, artig zu sein. Auf dem Sofa liegt ein kleiner Junge und schläft friedlich.

Dass die Familie Codoni mit ihren südländischen Wurzeln und den vielen zu betreuenden Kindern nicht unbedingt dem Bild entspricht, das viele von einer typischen Pflegefamilie haben, bestätigt auch Peter Hausherr, Co-Leiter Fachstelle Pflegekinder bei den Sozialen Diensten: «Bei einer Platzierung von Kindern ist es in erster Linie wichtig, dass das Kind in die Familie und Umgebung passt. Heute gibt es so viele unterschiedliche Familienformen, die sich unter Umständen alle als Pflegefamilie eignen.»

IMMER MEHR KINDER

Begonnen hatte alles vor 22 Jahren als ihr Sohn David* mit einem Herzfehler auf die Welt kam. Maria Codoni, die damals in einem Büro tätig war, gab ihre Arbeit auf, um sich ausschliesslich um ihren kranken Sohn kümmern zu können. Es war zu jener Zeit, als eine Nachbarin auf sie zukam und fragte, ob sie nicht auch auf ihr Kind aufpassen könne. Maria Codoni wollte dies zu Beginn nicht, da sie der Auffassung war, dass ein Kind genug sei. Doch die Nachbarin gab nicht auf, und schliesslich willigte die heute 50-Jährige ein, den Sohn der Nachbarin als Tageskind aufzunehmen. Über die Jahre hinweg kamen dann immer mehr Kinder hinzu. Die meisten sind von Bekannten, einige kamen auf Empfehlung. Dass Eltern ihre Kinder schon am frühen Morgen abgeben können, bringe ihr viele Anfragen als Tagesmutter, sagt Maria Codoni.

Heute kümmert sich die Mutter zweier eigener Kinder – David ist 22, Laura* 19 – um fünf Tageskinder und ein Pflegekind. Zudem kommt einmal pro Woche ein «Entlastungskind» zu ihr. Das sind Kinder, die regelmässig für einzelne Tage betreut werden, um die Herkunftsfamilie zu entlasten, meistens weil die leibliche Mutter überfordert ist.

POSITIVES BAUCHGEFÜHL

Das Pflegekind kam vor sechs Jahren dazu. Bis zur Anfrage von der Fachstelle Pflegekinder, ob sie nicht auch bereit wäre, ein Pflegekind bei sich aufzunehmen, betreute Maria Codoni nur Tageskinder, die am Abend wieder bei den Eltern waren. Da sie mit ihrer Familie gerade in eine grössere Wohnung gezogen war und somit genügend Platz hatte, freute sie sich, einem Pflegekind ein zweites Zuhause geben zu können. Jedoch nicht, ohne sich vorgängig mit ihrer Familie zu beraten. «Mir war wichtig, dass mein Mann und meine beiden Kinder einverstanden sind. Doch David und Laura meinten nur: «Mami, versuch es mal!», erzählt Maria Codoni. «Kurze Zeit später stand unsere damals 6-jährige Pflege Tochter mit ihrem Papa vor der Tür.»

«Dass gerade Familie Codoni als Pflegefamilie für dieses Mädchen ausgewählt wurde, hatte weniger mit unseren Grundsätzen, als vielmehr mit einem positiven Bauchgefühl zu tun», sagt Sandra Lippuner, Co-Leiterin Fachstelle Pflegekinder. «Wir spürten, dass es mit hoher Wahrscheinlichkeit funktionieren könnte. Dabei kam uns zugute, dass wir Maria Codoni bereits kannten. Wir wussten, dass sie fähig ist, eine tragfähige Beziehung zu einem Pflegekind aufzubauen und auch bereit, mit uns zusammenzuarbeiten mit allem, was dazugehört, wie den jährlichen Standortgesprächen und Hausbesuchen, den Vorbereitungs- und Weiterbildungskursen usw. Ausserdem war Maria Codoni gewillt – und das ist eine wichtige Platzierungsvoraussetzung –, zu akzeptieren, dass das Pflegekind zeitlebens eine Herkunftsfamilie hat, die es wertzuschätzen und nicht zu konkurrieren gilt.»

DER ANFANG WAR SCHWER

«Die Anfangszeit war alles andere als einfach», erinnert sich die Pflagemama. «Unsere Pflege Tochter kam aus schwierigen Familienverhältnissen, war sehr aggressiv, hatte Schwierigkeiten in der Schule und kannte weder Regeln noch Anstand. Es brauchte viel Einfühlungsvermögen und vor allem Geduld, um ihr bei ihrer positiven Entwicklung zu helfen. Dabei war besonders wichtig, ihr klare Grenzen zu setzen und zu erklären, warum man gewisse Dinge von ihr verlangt, wie zum Beispiel anderen Leuten «Grüezi» zu sagen.» Pflegekinder sind oftmals seelisch verletzt und suchen Grenzen.



Bild: Niklaus Spoerri

Vermitteln mit ihrem Team Kinder in passende Familien: Peter Hausherr und Sandra Lippuner

Sie wollen testen, ob die Pflegefamilien wirklich zu ihnen halten oder sie bei Schwierigkeiten ebenfalls gleich wieder abgeben. «Und vor allem brauchen Kinder einen geregelten Tagesablauf», davon ist Maria Codoni überzeugt und darauf achtet sie auch penibel. So gibt es feste Zeiten, in denen Hausaufgaben gemacht, gespielt, geschlafen und gegessen wird. In den Ferien darf der Rhythmus auch mal anders sein. «Dann machen wir viele Ausflüge auf andere Spielplätze oder in den Zoo», so die Pflegemutter.

Eine zusätzliche Schwierigkeit war, dass die Pflege-tochter aus einem anderen kulturellen Umfeld stammt. «Dieser Spagat zwischen beiden Kulturen macht ihr auch heute manchmal noch zu schaffen, vor allem dann, wenn sie von einem Wochenende bei ihrem Vater zurückkehrt», sagt die Pflegemutter. «Wir reden dann viel darüber und ich erkläre ihr, dass es Dinge im Leben gibt, die man nicht ändern kann und dass sie lernen muss, mit beiden Welten zu leben.»

HEUTE MÖCHTE SIE CODONI HEISSEN

Die anfänglichen Schwierigkeiten gehören der Vergangenheit an. Heute möchte die Pflege-tochter am liebsten auch Codoni heissen, was ihre Pflegemama mit Stolz erfüllt. Mama nennen darf sie Maria Codoni trotzdem nicht. «Sie hat ein eigenes Mami und soll irgendwann zu ihr respektive in ihre Nähe ziehen», sagt Maria Codoni. «Sie ist wie meine eigene Tochter, das ist keine Frage und das weiss sie auch. Sie bekommt gleich viele Streicheleinheiten, aber auch Schimpfe wie meine leiblichen Kinder, aber sie hat ein eigenes Mami, das sich damals einfach nicht ausreichend um sie kümmern konnte. Würde ihr Mami nicht mehr leben, wäre die Sache eine andere.» Da dem aber nicht so ist, legt die

Pflegemutter viel Wert darauf, dass sich die Beziehung zwischen ihrer Pflege-tochter und deren leiblicher Mutter festigt. Letztes Jahr zu Weihnachten hat sie ihr denn auch ein Zugticket geschenkt, damit sie zu ihrer Mama fahren konnte. «Ich bin überzeugt, dass sich die Bindung mit ein bisschen Unterstützung festigen wird.»

BEITRAG AN DIE GESELLSCHAFT GELEISTET

Weitere Kinder will sie nicht bei sich aufnehmen. Dies hat nichts mit den Kindern zu tun oder weil ihr die Arbeit über den Kopf wächst – im Gegenteil. Maria Codoni liebt die Kinder und wird sie auch vermischen, wenn sie sie eines Tages nicht mehr täglich um sich haben wird, aber sie möchte sich langsam pensionieren lassen. «Ich habe so viele Kinder grossgezogen, ihnen den Weg gezeigt. Ich denke, dass ich meinen Beitrag an die Gesellschaft geleistet habe. Nun sind andere an der Reihe. Ich möchte in drei bis vier Jahren in mein Heimatland ziehen. Im Stich lasse ich die Kinder deswegen nicht, mein Haus steht immer allen offen.»

Barblina Roth

* Name geändert